

Höllische Mehrkosten

Kampfeinsätze in der Dritten Welt, Vorstöße tief nach Osteuropa, begrenzte Atomkriege – die Amerikaner denken über eine neue Militärdoktrin nach.

Großer Bahnhof im Weißen Haus: Zum Empfang seiner „Kommission für integrierte Langzeitstrategie“ hatte Ronald Reagan seinen Vize George Bush, Verteidigungsminister Frank Carlucci und Sicherheitsberater Colin Powell aufmarschieren lassen. Nach 15monatiger Arbeit überreichten die 13 Kommissionsmitglieder, allesamt hochkarätige Verteidigungsexperten, dem Präsidenten am vorigen Dienstag ihren Bericht über eine „abgestufte Abschreckung“ (Discriminate Deterrence).

Die Thesen gerieten prompt in die Schlagzeilen. „Neue Raketenstrategie gefordert“, berichtete etwa die „International Herald Tribune“, und das Nachrichten-Magazin „Newsweek“ sah in dem Werk schon einen Entwurf für die „Verteidigungspolitik nach Reagan“.

Offiziere der Bonner Hardthöhe, Sitz des designierten Nato-Generalsekretärs



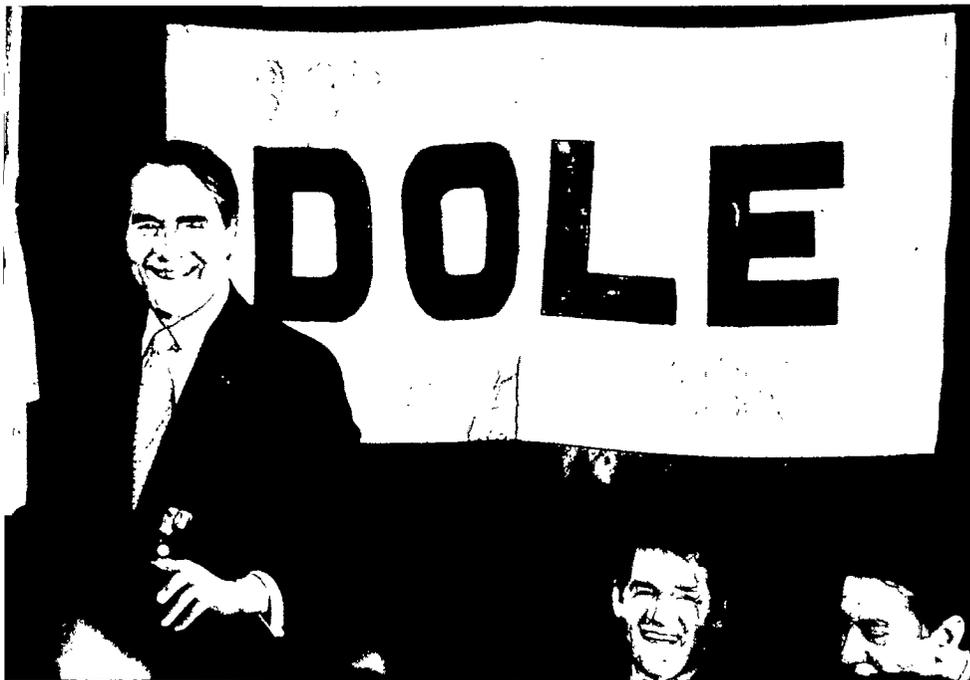
Strategie Wohlstetter

„Eine selbstmörderische Politik ...“



Strategie Iklé

... ist keine verlässliche Abschreckung“



Präsidentschaftsbewerber Dole: „Niemand hat mir das geschenkt“

Bob Dole argumentiert man nicht“, sagt seine erste Frau Phyllis, die dennoch ihren Ex-Gatten bei der Präsidentschaftsbewerbung unterstützt.

Den „bösen Dole“ zumindest in Wahlkampfzeiten unter Kontrolle zu halten fällt ihm schwer. Er scheint zuweilen unfähig, die Verachtung für seine Mitbewerber zu verbergen. Die Berufsdeformation vieler Politiker prägt auch ihn: ein zu groß geratenes Ego.

Jemand wie er, dem selbst das alltägliche Schuhschnüren und Hemdenzucknöpfen zu kleinen (und publizierten) Triumphen über seine physische Behinderung geraten, hat nichts übrig für Leute, denen der Erfolg zu leicht gemacht wurde.

Gegenüber Vizepräsident Bush hat Dole es deshalb besonders schwer, das richtige Maß zu halten. Alte Verletzungen wirken nach: Obwohl er sich als republikanischer Parteichef tapfer für den Watergate-beschädigten Präsidenten Richard Nixon geschlagen hatte, mußte Dole dieses Amt aufgeben – hauptsächlich, weil es den amtsmüden Uno-Botschafter Bush nach neuen Aufgaben drängte.

Die beiden Rivalen verbindet aufrichtige Abneigung. Politisch hält Dole den Konkurrenten für eine Null und höhnt, Bush sei als Vizepräsident so gut, daß er ihn am liebsten in dem (politisch bedeutungslosen) Amt behalten möchte.

Was er sonst noch von Bush hält, belegt der von seinem Wahlkampfbüro weder bestätigte noch dementierte Spruch, Bush gehöre zu jener Sorte Männer, „die ihre Socken anbehalten, wenn sie mit einer Frau ins Bett gehen“.

Dabei können sich die beiden republikanischen Spitzenreiter ihren Klein-

krieg eigentlich nicht leisten, denn beide sind, ihren politischen Positionen nach, keine natürlichen Erben für Ronald Reagan.

Beide müssen sich im angelaufenen Wahlkampf vor allem nach rechts absichern. Den strammen Ideologen ist der Pragmatismus der beiden ein Ärgernis.

Das geht nicht ohne peinliche Verrenkungen ab. Wenn Dole sich lautstark für Reagan-Anliegen wie SDI und Contra-Unterstützung einsetzt, wenn er Abtreibungen verbietet und das Schulgebet wieder einführen will, versucht Bush ihn zu übertrumpfen, indem er die abgetakelten Helden des Iran-Contra-Skandals, Oliver North und John Poindexter, zur Weihnachtsfeier in sein Haus einlädt.

Und beide haben ähnliche Schwierigkeiten, ihren potentiellen Wählern klarzumachen, warum ausgerechnet sie Präsident werden müssen. Beiden geht eine Fähigkeit ab, die Reagan meisterhaft ausspielte – das Bild eines heilen, starken Amerika zu zeichnen, das sie und nur sie verwirklichen könnten. In der Fachsprache der professionellen Wahlkampftechnokraten: Sie sind „schwach in Visionen“.

Versucht haben sie es natürlich. Dole zum Beispiel berichtet von einem einsamen Augenblick, allein auf der Terrasse des Capitols. Im Anblick der Hauptstadt mit ihren geschichtsträchtigen Monumenten habe auch er sich „so erhabene Gedanken“ gemacht, warum er denn nun Präsident werden wolle.

Dabei ist allerdings nicht viel herausgekommen. Nach eigenem Eingeständnis reduzierten sich die hehren Gedanken sehr schnell auf eine Frage – die nächstliegende: „Wie kann ich George Bush schlagen?“

Wie echt sind Moskaus SS-20-Photos?

US-Kritiker des Vertrags über den Abbau der Mittelstreckenwaffen mißtrauen den sowjetischen Unterlagen

Wie „Blinde von der Farbe“ hätten die Amerikaner jahrelang über die vermeintliche Wunderwaffe der anderen Supermacht geredet, spottete ein hoher Nato-Offizier. Mit immer neuen, immer höheren Zahlen von Moskaus Mittelstreckenrakete SS-20 hatten US-Experten ein Schreckensbild entworfen, das die europäischen Nato-Partner zur nuklearen Nachrüstung mit Pershing-2-Raketen und landgestützten Marschflugkörpern veranlaßte.

In Wäldern lauende, mobile Abschubfahrzeuge mit gefährlich aufgerichteten Startcontainern, aus denen Raketen in den Himmel zischen – so hatten phantasievolle Militär-Zeichner die SS-

20 zu Papier gebracht. Photos jedoch bekamen lange Zeit nicht einmal die engsten Verbündeten zu sehen.

Dennoch bestand für westliche Experten kein Zweifel, daß Washington wußte, was es zeichnen ließ. Selbst als das Pentagon 1986 völlig unscharfe Photos preisgab, die eher einen Eierkocher aus volkseigener Produktion zu zeigen schienen als ein atomares Geschoß, wurde das mit dem für Geheimdienste unabdingbaren Quellenschutz erklärt.

Doch in Wirklichkeit besaßen Washingtons Späh-Profis kaum etwas Besseres. Alles, was die Amerikaner über die von Moskau RSD-10 genannte Rakete wußten, hatten sie aus Beob-

achtungen von Testschüssen errechnet.

Hoch erfreut berichtete Anfang November 1987 ein US-Diplomat dem SPIEGEL, die Sowjets hätten bei den Genfer Verhandlungen über den Abbau der Mittelstreckenwaffen endlich einen „Packen Photos über den Tisch geschoben“ – doch es waren nur Hochglanzbilder des sechsachsigen Trägerfahrzeugs mit dem darauf montierten Startbehälter.

Über aussagekräftige Photos von der Rakete selbst verfügten die Amerikaner nicht einmal kurz vor dem Dezember-Gipfel, auf dem die weltweite Verschrötung dieser Raketen und ihrer amerikanischen Gegenstücke besiegelt wurde. Öffentlich mahnte Washington das fehlende Bilddokument an.

In letzter Minute legten die Sowjets schließlich ein Photo vor – eine Telekopie von miserabler Qualität. Um das Treffen der Staatsmänner nicht zu belasten, erklärte Washington den Bilderstreit zwar für beigelegt. Intern verlangten die verärgerten Amerikaner jedoch weiterhin exakte Photos.

Der Kreml ließ sich zwei weitere Wochen Zeit, ehe er dem amerikanischen Botschafter neue Aufnahmen übergab. Erleichtert reichte das Außenministerium die Bilder zusammen mit den übrigen Unterlagen dem US-Senat zur Vertragsratifizierung ein.

Skeptiker aus dem Kongreß verbreiteten daraufhin, die Regierung Reagan habe sich beim Bilder-Poker von den Sowjets dúpieren lassen. Die ominöse Photographie der SS-20 stelle eine Fälschung dar, schrieb der republikanische Abgeordnete Jack Kemp empört an Außenminister George Shultz: Der Kopf der abgebildeten Rakete sei für drei Sprengköpfe zu klein. Es handele sich möglicherweise um eine Attrappe, munkelten mißtrauische Experten; die echten, dreiköpfigen SS-20-Spitzen könnten auf Moskaus neuer mobiler Fernrakete SS-25 Verwendung finden.

Auch Kemps rechtslastiger Parteifreund Senator Jesse Helms reichte schriftlichen Protest bei Ronald Reagan gegen die „Fälschungen“ ein. Wie Kemp monierte Helms außer dem SS-20-Bild noch eine Aufnahme von Moskaus Kurzstreckenrakete SS-23.

Derentwegen hatte das State Department schon am Freitag vorletzter Woche in Moskau protestiert. Die Sowjets klärten auf: Der als „zu kurz“ beanstandeten

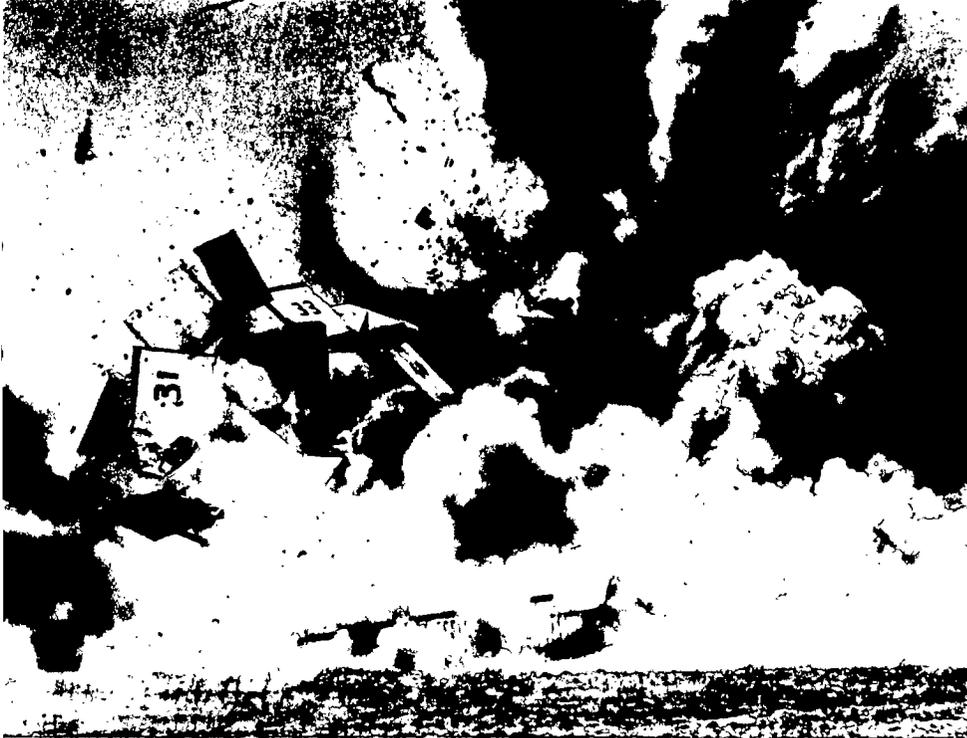
* Präsentiert von Sowjet-Sprecher Gennadij Gerasimow beim Gipfeltreffen am 8. Dezember 1987 in Washington.



Telekopie eines SS-20-Photos*: „Wie beim Bilderaustausch ...“



... fürs Familienalbum“: SS-20-Startfahrzeug



Einschlag eines Marschflugkörpers: Konventionelle Sprengköpfe gegen Raketensilos

SS-23 auf dem Photo fehle das Verbindungsstück zum Sprengkopf, für den kein Bild vorgelegt werden mußte. Das Zwischenstück aber kann nach Expertenmeinung sowohl zur Rakete als auch zum Sprengkopf gerechnet werden.

Die Zweifel am SS-20-Photo ließ das Außenministerium dagegen nicht gelten – wohl zu Recht. Denn nur die *ersten* Stufen von SS-20 und SS-25 ähneln sich zum Verwechseln. Zudem entspricht das sowjetische Photo ziemlich genau den früheren US-Zeichnungen.

Fraglich wäre ohnehin, was Moskau mit einem Bilderbetrug erreichen könnte. Zu den 130 Anlagen, die US-Inspektoren nach Inkrafttreten des Mittelstreckenvertrags in der Sowjet-Union kontrollieren dürfen, gehören sowohl Produktionsanlagen für SS-25-Raketen als auch SS-20-Stellungen.

Die SS-25 bereite ihm keine Sorgen, meinte Reagans Unterhändler Maynard Glitman. „Wenn wir Bedenken haben, bedienen wir uns der Zentren zur Verringerung atomarer Risiken“, die im vergangenen Jahr in Moskau und Washington eingerichtet wurden.

Über sie würden die Sowjets im Zweifelsfall aufgefordert, binnen sechs Stunden „die beweglichen Dächer der Hangars zu öffnen und die Raketen herauszufahren. Das ist praktisch eine Überraschungsinspektion mit nationalen technischen Mitteln“, so Glitman. Denn der Zeitpunkt der Überprüfung könne perfekt auf die Überflüge von Aufklärungssatelliten abgestimmt werden.

Da zudem die Vernichtung der Raketen nur unter den Augen des Vertragspartners vollzogen werden dürfe, könnten die Sowjets mit der Präsentation Potemkinscher Raketenstufen niemanden auf Dauer täuschen.

Manfred Wörner, wiegelten dagegen ab. Der 69-Seiten-Report enthalte „keine grundsätzlich neuen oder gar revolutionären Gedankengänge“, versicherte Wörners Führungsstab in einer ersten handschriftlichen „Kurzbewertung“.

Damit wenigstens hatten die Bonner recht. In ihren Leitlinien, die nach den Vorstellungen der Kommission Amerikas Militär- und Sicherheitspolitik mindestens für die nächsten 20 Jahre bestimmen sollen, haben die US-Fachleute so ziemlich alle Ideen aufgegriffen, die schon in den vergangenen sieben Reagan-Jahren die Bündnispartner immer mal wieder verschreckt hatten.

Gedanken aus der umstrittenen US-Führungsvorschrift „AirLand Battle“ finden sich in dem Papier ebenso wie Optionen für den begrenzten Nuklearkrieg. Da wird ein Militäreinsatz der Nato auch außerhalb des vertraglich festgelegten Bündnisgebietes gefordert und die Ausweitung regionaler Konflikte auf andere Weltregionen vorgeschlagen. Weiteren Abrüstungsschritten werden enge Grenzen gezogen, und Entspannung als politisches Prinzip wird gar zum „Rezept für Desaster“ deklariert.

Die Brüsseler Nato-Zentrale, so ein ranghoher Offizier, geriet denn auch in „hellen Aufruhr“ über den Report. Nach außen gab man sich jedoch gelassen – wie in Bonn. Dort verließen sich Wörners Experten auf die alte Erfahrung, daß die Suppe schon nicht so heiß gelöffelt werde, wie sie gekocht worden sei.

Obwohl die Auffassung der US-Regierung zu der von ihr in Auftrag gegebenen Studie noch nicht bekannt ist, stellten die Bonner erst mal erleichtert fest: „Es ist kein Papier mit offiziellem Charakter.“ Vielmehr handele es sich um „eine Mei-

nungsäußerung in der amerikanischen strategischen Debatte“.

Für politische Durchschlagskraft ist gleichwohl gesorgt: Mit Henry Kissinger, Zbigniew Brzezinski und William Clark hatte 1986 der damalige Verteidigungsminister Caspar Weinberger gleich drei ehemalige Vorsitzende des Nationalen Sicherheitsrates in die Arbeitsgruppe berufen. Zusammen mit Spitzenmilitärs und anderen Experten sollten sie ein Strategie-Konzept liefern für Reagans ungebrochenen Aufrüstungsdrang.

Den Vorsitz der Kommission übernahmen zwei erprobte Prediger militärischer Stärke: die graue Eminenz der amerikanischen „Defense Community“, Albert Wohlstetter, und der ultrakonservative Weinberger-Vize Fred Iklé. Ihre Empfehlungen stoßen gleich reihenweise Allianz-Dogmen um.

„Die Nato brauchte eine zusammenhängende Strategie, die auf lange Sicht lebensfähig ist“, rät die Expertise – und gibt damit indirekt zu, daß die geltende Doktrin der flexiblen Erwidern überholt ist. Glaubenssätze, an die man sich im Bündnis seit Jahrzehnten klammert, stellen die Autoren rhetorisch in Frage: „Kann sich die Nato auf Eskalationsdrohungen verlassen, die, würden sie ausgeführt, zur eigenen Vernichtung führten?“

Kann sie nicht, denn „die Drohung mit einem Atomwaffeneinsatz, der sowohl die USA als auch die Sowjet-Union verwüsten würde, ist keine verlässliche Abschreckung“, sondern „selbstmörderische Politik“ (Wohlstetter). Wenn es um begrenzte Konflikte gehe, etwa den Angriff auf nur einen Bündnispartner der Allianz, ergänzte Iklé, sei die Vernichtungsdrohung für die USA „nicht mehr akzeptabel“.

Um letzte Zweifel über das ihrer Meinung nach überfällige Ende der Abschreckung als Schutzgarantie für alle zu beseitigen, stellt die Studie klar: „Die Allianz sollte Atomwaffen nicht benutzen, um damit ausgedehnte Vernichtung anzudrohen, sondern hauptsächlich als ein Instrument, um den angreifenden Sowjet-Truppen den Erfolg zu verwehren.“

Atomsprengköpfe als Kriegführungsmittel also – für das potentielle Schlachtfeld Deutschland ein fatales Konzept. Dazu sollen kleinere Atomwaffen angeschafft werden, die sich in „abgestuften Nuklearschlägen“ auch wirklich einsetzen ließen.

Besser aber noch wäre nach Kommissionsmeinung ein Waffengang ohne nukleare Eskalation, ein Krieg, in dem „High-Tech“-Waffen und „konventionelle Gegenoffensiven tief ins feindliche Territorium“ der Nato den Sieg bringen sollen. Daß Moskau in seinem westlichen Vorfeld statt leistungsstarker Bündnispartner nur unsichere Kantonisten unter der Knute halte, müsse die West-Allianz auf jeden Fall ausnutzen.

Amerikas Fähigkeit zum Kriegführen wird laut Studie auch dadurch vergrößert

Bert, daß wegen der immer besseren Zielgenauigkeit schon 1995 konventionell bestückte Fernraketen all jene Raketenstübe und Kommandobunker ausschalten könnten, für deren Zerstörung heute noch Atomsprenköpfe nötig seien.

Um große Kriege, glaubt die Kommission, werde es in Zukunft kaum gehen. Die Szenarien jedenfalls, auf die sich Bündnismilitärs seit Jahren vorbereiten, ein massiver konventioneller Angriff der Sowjets in Europa oder ein Atomschlag gegen die USA, gelten als „äußerst unwahrscheinlich“. Realistischer erscheinen den Top-Strategen Konflikte in der Dritten Welt oder sowjetische Übergriffe an den Nato-Flanken.

Bei der Bewältigung derartiger Krisen sollten die USA nicht allzuviel Rücksicht auf die Bedenken der Partner nehmen: „Die Planer haben das Problem der Uneinigkeit im Bündnis bei begrenzten Teilangriffen vernachlässigt“, rügt die Studie, als gelte es, durch beherrschte militärische Führung das Zaudern einzelner Nato-Regierungen zu überwinden.

Da die „Unsicherheit von Alliierten und Freunden bei der Gewährung von Stützpunkten und Überflugrechten“ sich nachteilig auf die amerikanische Schlagkraft auswirken könne, plädieren die Experten für mobile US-Streitkräfte mit großer Reichweite, die nur „minimal von Überseestützpunkten abhängig sind“.

Voraussetzung für die Verwirklichung der „Discriminate Deterrence“ sei „die Überprüfung der amerikanischen Verpflichtung, in Europa umfangreiche Streitkräfte zu unterhalten“. Bereits einen Tag nach der Berichtsübergabe setzte sich mit Reagans Marineminister James Webb ein weiteres Regierungsmitglied für einen Abzug von US-Truppen aus Europa ein. Käme es bei der Truppenpräsenz zu keinen Abstrichen, würde nach Meinung eines Kommissionsmitarbeiters die neue Globalstrategie „höllische Mehrkosten“ verursachen.

Den Europäern bleibt trotzdem ein Trost: Der zuverlässigste Schutz gegen die Planspiele aus USA liegt darin, daß sie wohl so oder so unbezahlbar bleiben.

Eine von der Kommission in Auftrag gegebene Vorausschätzung des Militäretats ergab bis zum Jahr 2010 eine Finanzierungslücke von 3600 Milliarden Dollar – weit mehr, als Reagans Hochrüstung bislang gekostet hat.

Falls das Pentagon bei seinen derzeitigen Beschaffungsplänen bleibt, ergäbe sich selbst ohne jede Umrüstung auf neue Waffen bis zum Jahr 2010 eine Finanzierungslücke von 3600 Milliarden Dollar – weit mehr, als Reagans Hochrüstung bislang gekostet hat.

Da versteht es sich fast von selbst, daß auch die Denkarbeit der Kommission nicht ganz billig ausfiel: Ihr Etat betrug 1,6 Millionen Dollar, das macht pro Berichtsseite mehr als 20 000 Dollar.

GROSSBRITANNIEN

Torpedo los

Weil er in Europa und Amerika keinen Verleger fand, ließ der umstrittene Historiker David Irving sein neuestes Buch in Australien drucken: Es ist ein Frontalangriff auf Winston Churchill.

Frachtflug OR 269 aus Sydney brachte die heiße Ware nach London. Im Airbus der griechischen Olympic Airways lagerten neben Gemüse- und Weinkisten 10 000 Exemplare eines in Australien gedruckten Buches: „Churchill's War“, das neueste Werk des berühmtenberühmten Historikers David Irving.

Der Autor nahm die Fracht vorletzten Sonntag in Heathrow persönlich entgegen.



Autor Irving auf dem Flughafen Heathrow: „Netz des Schweigens zerrissen“

gen. Eine erste Sendung von 2000 Exemplaren hatte Irving innerhalb von zehn Tagen verkauft, indem er im Miet-Lkw von Buchhandlung zu Buchhandlung reiste. „Die britischen Verleger haben das Buch gemieden wie die Pest. Dann verschwieg die Presse, daß es in Australien erschienen ist“, sagt Irving. Nun aber sei der „Torpedo los“.

Das Geschoß – fast 700 Seiten stark, der zweite Band kommt im Herbst – soll die Heldenlegende von Winston Churchill zerfetzen: Der Kriegspremier sei ein machtbesessener, ruhmstüchtiger Zyniker gewesen, nicht der Retter, sondern der Totengräber des Empire.

Mit provozierenden Thesen sorgt Irving, 49, seit 25 Jahren für Aufsehen. Er schrieb internationale Bestseller wie „Der Untergang Dresdens“ und „Rom-

mel“. Weil er politisch zunehmend ins rechte Fahrwasser geriet und bei seinen Recherchen Fachliteratur ignoriert, sehen viele Wissenschaftler ihn als Außen-seiter ihres Fachs. Als er in „Hitlers Krieg“ gar bestritt, daß der Führer den Holocaust befohlen habe, wurde sein Renommee weiter angeschlagen.

Auch in seinem neuesten Werk verkündet der eifernde Forscher waghalsige Thesen:

▷ Churchill hätte das Empire retten können, wenn er 1940 mit Hitler Frieden geschlossen hätte – mag sein, nur konnte man eben mit Hitler keinen Frieden schließen.

▷ Churchill habe sich lieber an Stalin gehalten, der den Briten bei jeder Begegnung unter Alkohol gesetzt und über den Tisch gezogen habe, „während die Rote Armee Europa methodisch aufrollte“. Auch dies ein

Vorwurf, der nicht trifft – Churchill hatte nach dem deutschen Angriff auf die Sowjet-Union 1941 gar keine andere Wahl, als sich mit Hitlers Feind zu verbünden.

Zusätzlich gibt es eine Menge teils enthüllender, teils amüsanter Episoden:

So habe Churchill 1940 die Hauptstadt verlassen, wenn ihn seine Abwehr über geplante Angriffe der Luftwaffe auf London unterrichtete. Und seine berühmte Durchhalte-Rede („Wir werden niemals kapitulieren“) sei getürkt über die BBC gelaufen: Der Schauspieler Norman Shelley, bekannt als „Larry das Lamm“ aus dem Kinderprogramm, habe den Premier mimen müssen, weil der zu betrunken gewesen sei, um selbst vor das Mikrofon zu treten.